

INHALT

Adieu, Afrika!

Am Ende einer langen Dienstreise 7

Evas Kinder

Auf den Spuren unserer Urahnen im Süden Afrikas 19

Achtung, Bulldozer!

Der Kampf um die Demokratie in Tansania 30

Krieg und Frieden

Äthiopien, ein neues Modell für Afrika? 41

Ein Obama für Afrika

*Von einem Geächteten, der auszog,
Präsident Nigerias zu werden* 63

Jerusalema!

*Aufstieg und Niedergang des Hoffungslandes
Südafrika* 82

Wo war Gott?

*Rückkehr nach Ruanda, zwanzig Jahre
nach dem Genozid* 107

Der vergessene Massenmord

*Nach dem Sturz des Diktators Mugabe holt
Simbabwe die Vergangenheit ein* 122

Mann ohne Hände

*Wie ein Opfer des Bürgerkriegs in Sierra Leone
sein Schicksal bewältigt* 134

Gesang der Flussgeister

Siachilaba. Oder: Die rettende Kraft der Musik 147

Vorprogrammierte Explosion?

*Das schnelle Bevölkerungswachstum
verschärft die Armut – und umgekehrt* 158

Endstation Sehnsucht

*Die Massenflucht aus Afrika,
ein Hirngespinnst rechter Populisten* 173

Erst die Tiere, dann die Menschen

*Die Folgen des Klimawandels werden zur
größten Bedrohung für Afrika* 191

In Afrikanistan

*Warum der islamistische Terror nicht
mit militärischen Mitteln besiegt werden kann* 204

Fluch des Reichtums

Die Plünderung der Ressourcen. Zum Beispiel Erdöl 221

Africa First!

Wege in die Zukunft 237

Was bleibt?

Von den Schwierigkeiten, über Afrika zu schreiben 259

Anhang

Dank 273

Literaturempfehlungen 275

Bildnachweis 277

Namensverzeichnis 279

ADIEU, AFRIKA!

Am Ende einer langen Dienstreise

Eigentlich wollten wir ein kleines Kulturhaus im Dorf Longido bauen, eine Begegnungsstätte für die Massai, ein Volk von Halbnomaden, das keinen Platz mehr hat im modernen Tansania. Wir, das waren neun junge Leute aus Deutschland, Dritte-Welt-Bewegte, wie man damals, im Jahr 1980, sagte. Wir wollten Afrika retten. Unter der glühenden Sonne stellten wir Lehmziegel für das geplante Gebäude her, mussten aber bald feststellen, dass kein einziger Einheimischer mithalf. In ihren Augen waren wir naive Weißnasen, die sie mit einem sinnlosen Projekt beglücken wollten. Dabei stammte die Idee von einem ortsansässigen Massai, von Esto Mollé, der in Australien Soziologie studiert und sich ehrgeizige Entwicklungspläne für seine rückständige Region im Norden Tansanias ausgedacht hatte: Straßen, Kliniken, Staudämme. Das Kulturzentrum sollte der Anfang sein. Am Ende unserer dreiwöchigen Bemühungen war nicht ein Haus der Begegnung entstanden, sondern ein Hühnerstall im Garten unseres Gastgebers. Esto Mollé wurde zu einem guten Freund und war mein erster Mwalimu: ein Lehrer, der mir Afrika erklärte. Er ist im Januar 2000 im Alter von nur 52 Jahren verstorben, aber der Hühnerstall steht noch immer, unweit von seinem Grab. Als ich Ende 2019 das morsche Gemäuer besichtigte, kam es mir vor wie ein Sinnbild für die Entwicklung Afrikas, für einen Kontinent, der nach dem Ende der Kolonialzeit in den frühen 1960er Jahren mit hochfliegenden Erwartungen in die Unabhängigkeit aufgebrochen war – und sechs Jahrzehnte später eher bescheidene Fortschritte erzielt hat.

In Tansania betrat ich im August 1980 erstmals afrikanischen Boden, hier sollte eine lange Liebesgeschichte beginnen, und von

hier aus blicke ich zurück auf meine Zeit in Afrika: Es war ein Wechselbad der Gefühle, ein ständiges Hin- und Herpendeln zwischen Zuversicht und Enttäuschung, Hoffnung und Pessimismus.

Longido vor vierzig Jahren: ein langweiliges Nest unweit der Grenze zu Kenia, zweitausend Einwohner, zwei Buschschänken, kein Telefon, kein Strom, keine Trinkwasserversorgung. Mittlerweile leben hier siebenmal so viele Menschen, und Rose Mollel, Estes Witwe, schwärmt von den Errungenschaften. »Wir haben jetzt Elektrizität und fließendes Wasser. Und sogar eine kleine Klinik mit einem OP-Raum. Die Hauptstraße ist geteert, es gibt zwei Tankstellen und Funktürme für unsere Mobiltelefone.« Dazu ein Dutzend Spelunken, jede Menge sozialer Konflikte, mehr Wohlstand für wenige, mehr Armut für viele, weil es an Arbeitsplätzen mangelt.

Seit meinem ersten Besuch der örtlichen Primary School – Rose war seinerzeit Schulleiterin – hat sich die Zahl der Grundschüler auf 1118 nahezu verdoppelt. Die Klassenzimmer sind so ärmlich ausgestattet wie eh und je: primitive Pulte und Holzbänke, zersplitterte Schiefertafeln, Fenster ohne Scheiben, heißes Blechdach. »Wir haben gute Lehrprogramme, aber keine Lehrmittel«, sagt Julieth Godfrey. Die 57-jährige Lehrerin unterrichtet Mathematik. Sie zeigt auf ein Wandbild im Schulhof: ein Computer mit Zubehör, beschrieben in Kisuaheli: Skrini (Bildschirm), Kibodi (Tastatur), Waya (Kabel). Die Kinder kennen Computer nur als Zeichnung. Es gebe nur einen Rechner in der Schule, den nutze aber ausschließlich die Verwaltung, sagt Godfrey. »Es heißt, Bildung sei das wichtigste Mittel, um die Armut zu überwinden. Aber wir sind noch weit von diesem Ziel entfernt.«

An Longido lässt sich ein Paradoxon studieren, das exemplarisch ist für Afrika: Der Kontinent ist vorangekommen – und gleichzeitig stehen geblieben.



Afrika retten: Inspektion des Hühnerstalls, den unsere Solidaritätsgruppe im August 1980 aus selbst gemachten Lehmziegeln baute.



Computer nur als Wandbild: mit der Lehrerin Julieth Godfrey in Longido.

In den vergangenen vier Jahrzehnten bin ich ungefähr zwei Millionen Kilometer innerhalb Afrikas geflogen und gefahren, um aus über fünfzig Ländern zu berichten. Nach all den ereignisreichen Jahren werde ich oft gefragt: Hat sich die Lage zwischen Khartum und Kapstadt, Dakar und Daressalam in dieser Zeitspanne verbessert? Oder geht es, wie häufig zu hören ist, stetig bergab? Meine Antwort lautet: sowohl als auch.

Aber schon die Frage ist falsch gestellt. Afrika wird oft als ein einziges Land wahrgenommen, als monolithische Krisenmasse, nicht als vielfältiger Erdteil mit 54 Nationen, die sich höchst unterschiedlich entwickelt haben. Es gibt eine Reihe von Failed States, durch Bürgerkriege ruinierte Staaten wie Südsudan oder Somalia. Es gibt mit Bodenschätzen gesegnete Länder wie Nigeria oder Angola, die ihren Reichtum verprassen. Länder wie Simbabwe oder Gambia, die von Gewaltherrschern zerstört wurden. Länder wie Südafrika, die sich in einer gefährlichen Abwärtsspirale befinden, oder wie Kenia, die sich irgendwie durchwursteln. Politisch stabile Länder wie Namibia, Ghana oder Senegal. Schließlich Länder, die wirtschaftlich erfolgreich sind: Botswana, Äthiopien, Ruanda, Tansania. Doch allerorten schlagen sich Millionen von Afrikanern und Afrikanerinnen mit den immer gleichen Problemen herum: mit Armut, Arbeitslosigkeit und Krankheit, mit der Unfähigkeit und Gier korrupter Eliten, mit Verteilungskämpfen um knappe Ressourcen, die durch die schnelle Zunahme der Bevölkerung und den Klimawandel verschärft werden. Von A wie Alphabetisierungsrate bis Z wie Zahnarztdichte – im globalen Vergleich ist Afrika in vielen Bereichen nach wie vor das Schlusslicht. Das kommt mir doch irgendwie bekannt vor, mögen sich Leser und Leserinnen sagen, die mein Buch *Ach, Afrika* kennen, denn darin stand schon 2003 der gleiche Befund. Seither hat sich an der schwierigen Gesamtlage wenig verändert.

Ich habe mit afrikanischen Ökonomen, Sozialwissenschaftlern und Historikern über die Ursachen debattiert, gelegentlich

auch gestritten. Auffällig waren zwei diametral entgegengesetzte Sichtweisen. Da war einmal das große Lamento über den Zustand ihrer Staaten, über das Versagen der politischen Klasse, ja, über deren Verrat an ihren Völkern. Eine zum Klassiker gewordene Streitschrift der Kamerunerin Axelle Kabou liest sich wie eine Selbstbeichtigung: Die Afrikaner und Afrikanerinnen hätten ihre Misere größtenteils selbst herbeigeführt. Warum, verdammt noch mal, schaffen sie es nicht, sich aus eigener Kraft zu entwickeln? Noch krasser drückt es der simbabwische Publizist Kwame Muzawazi aus: »Der wahre Feind Afrikas im 21. Jahrhundert ist nicht der Kolonialismus: Es ist der schwarze Mann selbst, seine eigene Passivität, seine lethargische Herangehensweise an die eigenen Angelegenheiten ... wir bewegen uns per Autopilot ins Nirgendwo.«

Die zweite Erklärung sieht Afrika immer und überall als Opfer, stets sind finstere Außenmächte für alle Übel verantwortlich, die Ex-Kolonialmächte, die Weltbank, die multinationalen Konzerne, die weißen Rassisten und so weiter. Der gegenwärtige Zustand des Kontinents könne »der niederträchtigen Geschichte des imperialen Westens angelastet werden«, postuliert der kenianische Schriftsteller Ngugi wa Thiong'o. Ein apodiktisches Urteil, das an den Offizier in Kafkas Erzählung *In der Strafkolonie* erinnert: »Der Grundsatz, nach dem ich entscheide, ist: Die Schuld ist immer zweifellos.« Die herrschenden Eliten Afrikas übernehmen solche Generalanklagen gerne, denn sie lenken vom eigenen Versagen ab, wecken im reichen Norden Schuldgefühle und bestärken die internationale Hilfsindustrie in ihrem häufig sinnlosen Aktivismus. Die Einwände afrikanischer Kritiker stoßen hingegen auf taube Ohren, Afrikaner und Afrikanerinnen werden viktimisiert, sie haben Opfer zu sein.

Beide Positionen – selbst verschuldet versus fremdverschuldet – greifen zu kurz. Denn es ist eine Mischung aus internen und externen Faktoren, die Afrika so große Probleme bereitet: einerseits die Spätfolgen des Kolonialismus und das räuberische

Weltwirtschaftssystem, das der global entfesselte Kapitalismus noch räuberischer macht, andererseits die schlechte Regierungsführung in vielen Ländern und, drittens, die Synergien, die sich daraus ergeben, die Kollusion der einheimischen Machteliten mit ausländischen Partnern – mit Ölmultis, Bergbaumagnaten, Wafenhändlern, Steuerhinterziehern, Strategieberatern, Anwälten, Wirtschaftsprüfern und Bankern –, die helfen, die gestohlenen Milliarden in Steueroasen zu schleusen.

Axelle Kabou argumentiert stellenweise grobschlächtig, ihre Generalisierungen – »die Afrikaner« – sind ärgerlich. Doch bei allen Einschränkungen stimme ich ihrem Befund zu: Machtmissbrauch, Inkompetenz, Planlosigkeit und endemische Korruption sind die größten Entwicklungshemmnisse. Die politischen Eliten regieren seit der Unabhängigkeit souveräne Staaten, doch in vielen Fällen sind sie weder willens noch fähig, diese in eine bessere Zukunft zu führen. Ihre Herrschaft muss sich nicht legitimieren, sie beruht auf dem Recht des Stärkeren. Sie plündern ihre Nationen, bereichern sich maßlos und scheren sich einen Teufel um das Wohlergehen der Allgemeinheit. Die vielleicht größte Enttäuschung ist, dass auch meine Wahlheimat Südafrika in den Abgrund gewirtschaftet wird – das reichste Land des Kontinents, das nach der Überwindung der Apartheid ein leuchtendes Vorbild für Afrika war. Millionen von Südafrikanern, die in einer friedlichen Revolution für Freiheit, Gleichheit und Versöhnung gekämpft haben, sind desillusioniert. Spätestens in der Amtszeit von Präsident Jacob Zuma mussten sie feststellen, dass sie von einer Diebesbande regiert werden. Die einstigen Befreier haben nichts aus den postkolonialen Fehlentwicklungen gelernt, es ist, als würde sich die Geschichte wiederholen.

In den Gründerjahren war der Kontinent noch von den Nachwehen der Unabhängigkeit geprägt, in vielen jungen Staaten herrschten üble Militärdiktaturen, die sich von ihren ideologischen

Verbündeten in Moskau, Washington oder Paris alimentieren ließen. Es kam serienweise zu Staatsstreich, Despoten wurden gestürzt, neue Despoten stiegen auf. Als ich 1993 nach Südafrika übersiedelte, schien eine neue Epoche heraufzudämmern. In Berlin war die Mauer gefallen, der Kalte Krieg ging zu Ende. Das Rassistenregime der Apartheid, die letzte Bastion kolonialer Herrschaft, musste kapitulieren, Namibia war unabhängig geworden, überall auf dem Kontinent erscholl der Ruf nach Freiheit. Nationalkonferenzen arbeiteten fortschrittliche Verfassungen aus, in zahlreichen Ländern wurden Mehrparteiensysteme eingeführt. Doch der »Wind of Change« war nur ein laues Lüftchen. Schon bald erwies sich die von breiten Volksbewegungen erstrittene Demokratie nur als Fassade, hinter der die alten Machtstrukturen fort dauerten. Es galt und gilt jene Dialektik, die der französische Entwicklungsexperte Jean-Pierre Foirry formuliert hat: »Ein Land ist nicht nur arm, weil es schlecht regiert wird; es wird auch schlecht regiert, weil es arm ist.«

Dennoch habe ich Afrika nie als Weltsozialfall oder K-Kontinent abgeschrieben, als verlorenen Kontinent der Kriege, Krankheiten und Katastrophen. Umgekehrt gehörte ich aber auch nicht zu den blauäugigen Chronisten, die die Verhältnisse auf diesem Erdteil gern beschönigen und kleine Erfolgsgeschichten zum großen Aufbruch hochjubeln. Ich habe vielmehr versucht, zwischen den Untergangspropheten und den Romantikern ein Afrorealist zu bleiben. Mein Leitspruch: Die Lage ist ernst, aber keineswegs aussichtslos. Denn Afrika birgt gewaltige Potenziale: Es zählt zu den rohstoffreichsten Kontinenten der Erde, es hat fruchtbares, aber großflächig untergenutztes oder brachliegendes Agrarland. Und es hat eine junge, schnell wachsende Bevölkerung. Schon im Jahr 2050, wenn geschätzte 2,5 Milliarden Menschen in Afrika leben werden, wird dieser Erdteil jeden vierten Weltbürger beheimaten. Europa wird die Umbrüche auf dem Nachbarkontinent nicht mehr ignorieren können und seine Festungspolitik durch

echte Kooperation ersetzen müssen – jenseits der Angst vor der angeblichen verheerenden »Bevölkerungsexplosion« und einer anschwellenden »Flut« von Migranten und Flüchtlingen.

Das Zerrbild, das sich die Außenwelt von Afrika macht, ist nach wie vor geprägt von den in der Kolonialära entstandenen Klischees und Stereotypen. Diese Wahrnehmungsraster blenden die enormen Entwicklungssprünge in jüngster Vergangenheit aus. Sie sind vor allem auf die steigenden Rohstoffpreise zurückzuführen, die vielerorts einen wirtschaftlichen Aufschwung auslösten. Einstige Armenhäuser wie Äthiopien verzeichneten zeitweise die höchsten Wachstumsraten der Welt. »Afrika hebt ab«, titelte der britische *Economist*, das einflussreiche Wirtschaftsmagazin, das noch ein paar Jahre zuvor den Niedergang des Erdteils prophezeit hatte. Gleichzeitig öffnete die digitale Revolution neue Horizonte. Vor vierzig Jahren suchte ich oft vergeblich nach einem Festnetzanschluss. Unterdessen nutzen über eine Milliarde Afrikaner ganz selbstverständlich Handys und Smartphones. In Nairobis »Silicon Savannah« und den IT-Hubs anderer afrikanischer Metropolen wurde eine Reihe von innovativen Diensten und Apps entwickelt. Zum Beispiel M-Pesa, ein bargeldloses Zahlungssystem per Mobiltelefon, das inzwischen weltweit genutzt wird. In den Bereichen Bildung, Gesundheit und Landwirtschaft finden mittlerweile viele digitale Instrumente Anwendung. Sie beschleunigen einen Prozess, den man *Leapfrogging* nennt: Afrika überspringt einfach Phasen der Industrialisierung und landet direkt im Informationszeitalter. Die rasante Ausbreitung der sozialen Medien verändert auch die Politik und beflügelt demokratische Bewegungen. Ohne diese Kommunikationskanäle wäre etwa der Sturz der Diktatur im Sudan im Jahr 2018 nicht möglich gewesen.

Wenn Historiker dereinst auf die Zeit nach der Jahrtausendwende zurückblicken, werden sie eine weitere fundamentale Veränderung in Afrika registrieren, eine geradezu tektonische Verschiebung, die ein neuer Global Player ausgelöst hat: China. Die

aufstrebende Wirtschaftsweltmacht hat die traditionellen Handelspartner aus Europa und Nordamerika abgehängt, sie beutet die Bodenschätze des Erdteils im großen Stil aus und überschwemmt seine Märkte mit Billigwaren. China führt den zweiten Wettlauf um Afrikas Reichtümer an (der erste fand in der Kolonialära statt), aber auch andere Länder nehmen neuerdings daran teil, Japan, Indien, Südkorea, Brasilien, Russland, die Türkei, arabische Staaten. Der senegalesische Kommentator Adama Gaye befürchtet einen »zweiten Kolonialismus«, der vom Reich der Mitte angeführt wird. In seiner Kampfschrift *Der Drache und der Strauß* ist Afrika, der flugunfähige Vogel, dem alles verschlingenden Lindwurm aus dem Fernen Osten wehrlos ausgeliefert. Doch China, gesteuert von einer imperialistisch auftrumpfenden Kommunistischen Partei, investiert auch Milliardensummen in die marode Infrastruktur Afrikas, in Straßen, Bahnlinien, Flug- und Seehäfen, Pipelines, Staudämme, Mobilfunknetze. Wie auch immer man die mitunter ziemlich rücksichtslose Expansionsstrategie Pekings bewerten mag, eines lässt sich schwerlich bestreiten: Mit seinen Megaprojekten hat China in den letzten zwanzig Jahren wirtschaftlich mehr bewegt als die westliche Entwicklungshilfe in sechzig Jahren. Plötzlich riefen einem die Kinder in den hintersten Dörfern »China! China!« nach – als hätte der weiße Mann seine Schuldigkeit getan.

»West is best«, das war einmal. Jetzt heißt die Devise: »Look East!« Die Zusammenarbeit mit dem machtstrotzenden »Bruder« aus Fernost verschafft den in Misskredit geratenen afrikanischen Herrschern üppige Finanzmittel und neue Legitimität. Sie kopieren das erfolgreiche Modell der chinesischen Entwicklungsdiktatur und müssen sich nicht mehr herumschlagen mit den lästigen Konditionen westlicher Partnerländer (Menschenrechte, Transparenz, Umweltauflagen, Arbeitsschutz usw.), die deren Konzerne oft selbst unterlaufen. Die liberale Demokratie hat ohnehin an Attraktivität verloren, weil sie in vielen Gesellschaften das

Versprechen von mehr Wohlstand für alle nicht einlösen konnte. Ein Politiker aus Burundi brachte dieses Dilemma auf den Punkt: »Brauchen wir drei Parteien oder drei Mahlzeiten am Tag?«

Afrikanische Lösungen für afrikanische Probleme: Dieses Motto hat sich die Afrikanische Union auf ihre Fahnen geschrieben. In der Agenda 2063 kündigt sie die radikalsten Reformen an, die je angepackt wurden, sie will sogar eine panafrikanische Freihandelszone schaffen, einen Kontinent ohne Grenzen, der dann, gemessen an der Zahl seiner Staaten, der größte integrierte Wirtschaftsraum der Welt wäre. Ob der Aktionsplan wieder nur eine leere Versprechung bleibt, wird sich zeigen. Denn die Erblasten sind enorm: Der Erdteil leidet immer noch unter den Nachwirkungen des Kolonialismus; er ist nach wie vor marginalisiert, hat auf der geopolitischen Bühne wenig zu melden und wird in einem ungerechten Weltwirtschaftssystem massiv benachteiligt: Afrika liefert Rohstoffe und unverarbeitete Agrarerzeugnisse, die Wertschöpfung findet anderswo statt. Zudem wird seine fragile Landwirtschaft durch Billigimporte aus der EU schwer geschädigt. Hinzu kommen neue, beunruhigende Herausforderungen: der Klimawandel, unter dessen Folgen die Afrikaner am meisten leiden, obwohl sie am wenigsten zu den Ursachen beitragen; der islamistische Terrorismus, der sich in den Armutszonen des Sahel ausbreitet; schließlich die Überbevölkerung in einigen Regionen.

Andererseits: Gerade das schnelle Bevölkerungswachstum könnte vom Fluch zum Segen werden, wie der Aufstieg der asiatischen Tigerstaaten lehrt. Dort hat die hohe Zahl von arbeitsfähigen jungen Menschen bei einem geringen Anteil von Alten einen wirtschaftlichen Aufschwung ausgelöst, der wiederum zu einem Rückgang der Geburtenraten führte. Die »demografische Dividende« setzt allerdings eine weitsichtige Wirtschaftspolitik und nachhaltige Strategien in den Bereichen Bildung, Gesundheit und Familienplanung voraus. Sollte es kommenden Generationen gelingen, fundamentale Reformen zu verwirklichen, könnte sich

Afrika in einen Kontinent ungeahnter Möglichkeiten verwandeln. Davon ist jedenfalls eine neue, selbstbewusste Bewegung von afrikanischen Intellektuellen und Vordenkern des Postkolonialismus überzeugt. In seinem Buch *Afrotopia* fordert etwa der senegalesische Sozialwissenschaftler Felwine Sarr seine Landsleute auf, endlich nachzuholen, was sie seit der Unabhängigkeit versäumt haben: die geistige Selbstermächtigung, um nach Jahrhunderten der Ausbeutung und Demütigung ihren Minderwertigkeitskomplex zu überwinden und ihr Schicksal in die eigene Hand zu nehmen.

Zugleich aber gilt, was uns die sambische Wirtschaftswissenschaftlerin Dambisa Moyo ins Stammbuch schreibt: »Die Welt muss sich engagieren und helfen, die Probleme Afrikas zu lösen, denn sie werden eher früher als später zu globalen Problemen werden.« So gesehen läuft Afrika, der benachteiligte Süden überhaupt, der Globalisierung nicht hinterher, sondern voraus. Schon während der Kolonialära war der Kontinent ein regelrechtes Laboratorium, in dem die Europäer repressive Verwaltungsapparate, polizeistaatliche Methoden, militärische Strategien und Formen brutaler Arbeitsdisziplin erprobten; sie versklavten die Menschen, bauten Konzentrationslager, trennten Wohngebiete nach Rassen, führten medizinische Experimente durch, entwickelten Maßnahmen zur Bevölkerungskontrolle, Sozialhygiene und Seuchenbekämpfung. Die Geschichte der Moderne sei ein welthistorischer Prozess, der sowohl von ihren Peripherien als auch von ihren Zentren her erzählt werden könne, befinden die südafrikanischen Anthropologen Jean und John Comaroff. Der globale Süden, insbesondere Afrika, erscheint in diesem Narrativ als unterdrückte Kehrseite des Nordens. In der südlichen Hemisphäre zeichne sich die Dynamik, die unseren Planeten bedrohe, früher ab: der enthemmte Kapitalismus, der beschleunigte Raubbau an der Natur, die Plünderung von Gemeingütern, das schwindende Vertrauen in staatliche Institutionen, die Unregierbarkeit von Megacitys, die

massenhafte Zunahme des Homo sacer, des Wegwerfmenschen, der in der weltweiten Produktions- und Konsumschlacht nicht mehr gebraucht wird. Die rigiden wirtschaftlichen Strukturanpassungsprogramme, die die Europäische Union unter deutschem Kommando Griechenland aufgezwungen hat, mussten afrikanische Staaten schon viel früher über sich ergehen lassen. Und in den verheerenden Aids-Jahrzehnten haben Millionen von Afrikanern und Afrikanerinnen längst die Erfahrung einer tödlichen Pandemie gemacht, die wir jetzt, im Zeitalter von Corona, erstmals teilen.

In den folgenden Kapiteln will ich noch einmal Streiflichter auf meine Zeit in Afrika werfen und das Augenmerk auf die großen Herausforderungen der Gegenwart lenken: Klimawandel, Bevölkerungswachstum, Ernährungskrise, Migration, Krieg und Terror. Es sind Parameter für die Vermessung der Zukunft. Zugegeben, ich schaute manchmal in Abgründe, die mich zutiefst pessimistisch stimmten. Und dennoch wirken die positiven Eindrücke und Erfahrungen stärker nach, die unerschütterliche Zuversicht, mit der afrikanische Menschen existenzielle Krisen bewältigen, die uns Europäer in den Wahnsinn treiben würden, die Schönheit ihrer Kulturen, die Kraft der Versöhnung, der Gemeinsinn, das heitere Alltagsleben, das nicht in unser Bild vom leidenden, hungernden, verzweifelten Erdteil passen will. Dieses Buch ist auch der Versuch eines Rechenschaftsberichts über mein Verhältnis zu Afrika, über die Lektionen, die ich gelernt habe, und darüber, wie mich der Kontinent verändert hat, auf dem ich fast die Hälfte meines Lebens verbracht habe.

Kapstadt, im Frühjahr 2021